



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niese, Charlotte: Die Hexe von Mayen : Roman : (fünfzehnte Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

jener für den Verstandesmenschen unserer Tage charakteristischen moralischen Knochenweichung zu spüren, die, sich trotz allem im sicheren Schutze des Staates geborgen wissend, ein allzu großes Verständnis für moralische Verirrungen zeigt; die den Selbsterhaltungstrieb wohl kennt, wie nur je eine Zeit, sich aber, unaufrecht gegen sich selber, scheut die Konsequenzen zu ziehen, wo sie das ästhetische Gefühl verletzen könnten.

In einer solchen Zeit ist es, wie gesagt, doppelt erfreulich, in dem Entwurf zum neuen Strafgesetzbuch den Schutz der Allgemeinheit wieder auf den Platz einrücken zu sehen, der ihm gebührt, hier sogar, ohne daß die Ansprüche der Humanität sich zurückgesetzt fühlen könnten.

Wenn dieser oder ein ähnlicher Entwurf erst Gesetzeskraft haben wird, dann wird auch dem ärztlichen Sachverständigen seine schwere Aufgabe erleichtert werden. Er wird dann mit freierem Herzen als der ehrliche Anwalt seines Delinquenten auftreten können, da er weiß, das heilige Recht der Allgemeinheit kann von seinem Botum nicht gefährdet werden, das steht unter dem starken Schutze des Staates.



Die Hexe von Mayen

Roman

Don Charlotte Niese

(Fünfte Fortsetzung)

In der folgenden Nacht schlief Heilwig nicht. Ihr Kindlein atmete ruhiger als seit lange; sie aber war unstät, ging von einem Zimmer ins andere und dachte an die Zeit, da sie im Turm saß und man sie eine Hexe nannte.

Nun saß der einstige Stadtschreiber in ihrem Turm und wartete des Gerichtes.

Wenn Herr Josias hier gewesen wäre, würde sie mit ihm geredet haben; er aber war fort, wie jetzt so manches Mal. Vielleicht war es auch besser, daß sie allein handelte. Hundert Goldtaler hatte sie nicht; aber sie wollte sich den Mann noch einmal vorführen lassen und mit ihm reden.

Doch als sie sich gerade ausgestreckt hatte, um noch etwas zu schlafen, schrien Hörner auf dem Hof und das Jungvieh im Stall brüllte. Die große Scheuer, mit Brotkorn und Stroh gefüllt, stand in Flammen, und die schlaftrunkenen Knechte versuchten die Kälber und Schweine aus ihren Ställen zu ziehen. Wasser gab es nicht allzuviel; was brannte, mußte schon aufbrennen,

aber was nicht in Flammen stand, konnte vielleicht gerettet werden. Aber ganz Schierensee wäre doch wohl ein Raub der Flammen geworden, wenn nicht ein starker Regen gekommen wäre, der das Schlimmste verhütete. Zwei Scheuern rauchten noch, als der Morgen kam, und hier und dort lag ein verbranntes Stück Vieh, aber das alte Schloß stand unbeschädigt, wie die anderen Hofgebäude und wie die Wohnungen der Leibeigenen.

Frau Heilwig hatte geholfen und mit Hand angelegt, wie es sich gehörte. Die Leibeigenen hatte der Vogt angetrieben, denn sie waren leicht störrisch und verlangten zuerst ihre Habe zu retten, anstatt die ihrer Herrschaft. Nun stand die Edelfrau rauchgeschwärzt auf der Schloßstreppe und der Vogt gab ihr Bericht. Der Gefangene, der gestern in den Turm gesteckt worden war, war gleich nach Mitternacht ausgebrochen und hatte das Feuer angelegt. Zwei Strolche waren mit ihm gegangen, die anderen saßen noch im Gefängnis und erzählten, welche gotteslästerliche Reden der Kerl geführt hatte. Von Hexen hatte er geredet, von Zauberei — verstanden hatten sie nicht alles —, aber, obgleich er an der Kette lag, war es ihm doch gelungen, sich frei zu machen und das Unheil anzustiften.

„Hätte ich ihn hängen dürfen!“ Der Vogt sagte es mehr als einmal und seine Stimme klang vorwurfsvoll. „Aber die edle Frau wollte ja nicht, wollte ihn sogar laufen lassen!“

„Es muß Botschaft an den edlen Herrn geschickt werden!“ sagte Heilwig, und der Vogt erwiderte, daß dies schon lange geschehen sei. Er war kein schlechter Diener, aber einer von den Harten, wie sie die harte Zeit hervorbrachte. Daß die Edelfrau gesagt hatte, den Kerl laufen zu lassen, konnte er nicht vergessen. Und die anderen Leibeigenen steckten die Köpfe zusammen und flüsternten, anstatt zu arbeiten. Der Brandstifter hatte im Turm so wunderliche Reden geführt und Geerke, der Knecht, der den Gefangenen Wasser und Brod brachte, hatte allerlei aufgeschnappt. Er berichtete es seiner Lise und die sagte es den anderen Weibern. Die edle Frau war ehemals eine Heze gewesen. Dafür hatte sie einmal im Turm gefessen und hatte brennen sollen, aber sie war gerettet worden. Dieser hier, der das Feuer anlegte, war ihr Lehrmeister gewesen, deshalb wollte sie ihn laufen lassen. Die alten und jungen Weiber hatten viel miteinander zu raunen und die Männer machten finstere Gesichter. In der Kirche sagte zwar der Prädikant, daß es nicht mehr viele Hexen gäbe, aber er wußte doch selbst, daß in Kiel kürzlich eine aus dem Schornstein quer über den Markt geritten war.

Der Vogt schalt über diese Geschichten, trieb die Leute an, den Schutt wegzuräumen und schlug, wen es gerade traf; aber auch er war weniger ehrerbietig gegen die edle Frau als sonst und betrachtete sie von der Seite, als sie selbst unter den Leibeigenen erschien, um ihre Befehle zu geben.

Heilwig empfand nicht die feindselige Stimmung. Sie war noch immer verstört und ihre Gedanken gingen anderswo hin. Erst als ihr ältester Sohn

weinend zu ihr kam und sich beklagte, daß die Hoffungen gesagt hätten, seine Frau Mutter wäre eine Zauberin und der Brandstifter wäre ihr Hexenmeister gewesen, erfuhr sie von dem Geraune. Ihre Antwort war, daß sie dem Junfer Jostas, trotz seiner dreizehn Jahre, eine Ohrfeige gab, die dieser dann in größter Eile weiter verabfolgte. Die Hoffungen hatten einen bösen Tag und die Weiber verkrochen sich. Deswegen aber schwirrte das Gerücht doch weiter und Heilwig merkte plötzlich, daß auch ihre Mägde finstere Mienen aufsetzten.

Es war gut, daß Herr Jostas bald auf den Hof sprengte, sich vom Bogt Bericht erstatten ließ, seine Befehle gab und dann seine Gemahlin begrüßen wollte. Seine beiden Junfer hingen sich aber an ihn und erzählten alles. Vom Feuer, vom Hexenmeister, von dem abscheulichen Gerücht, das auf dem Hofe umlief.

Der edle Herr war ohnehin übler Laune. Aus fröhlicher Jagdgesellschaft durch eine Hiobsbotschaft aufgeschreckt zu werden, ist niemals angenehm, wenn aber dann noch sonderbare Geschichten dazukommen, ist der Zorn nicht mehr weit.

Finster stand der Schloßherr vor Frau Heilwig.

„Sie sagen, Ihr hättet dem Filou seine Freiheit geben wollen, obgleich er Euch anfiel!“

„Es war der Stadtschreiber von Mayen!“ entgegnete sie. Auch ihre Augen waren finster geworden.

„Der Stadtschreiber von Mayen — was soll mir der?“

„Er hielt mich einst in Gefangenschaft, aber durch des Allmächtigen Gnade konnte er mir nichts anhaben.“

„Und den Spitzbuben wolltet Ihr in Freiheit setzen? Seht, was er uns anrichtete. Wir haben argen Schaden und der Verbrecher läuft frei umher und kann noch mehr anstiften!“

„Ich handelte vielleicht nicht richtig, aber ich dachte alter Zeiten, und wie er mir damals doch nicht schadete, sondern nützte, indem er —“ Herr Jostas stampfte mit dem Fuße auf. „Was scheren mich die alten Zeiten? Ein Unfug ist es, dummen Träumen nachzuhängen. Die Leibeigenen sagen, Ihr seid eine Hege und steht mit dem Elenden, der hier ansteckte, im Bunde!“

„Glaubt Ihr das?“ Frau Heilwig richtete sich hoch auf und ihre Augen flammten. Herr Jostas ärgerte sich selbst über seine Worte, aber, da er sie gesagt hatte, wollte er sie nicht zurücknehmen. Im Gegenteil, er wurde noch heftiger und wiederholte seine Worte.

„Was kümmert mich die alte Zeit, was der elende Stadtschreiber, nichts will ich mehr davon hören! Habt Ihr mich verstanden?“

„Ohne die alte Zeit wäret Ihr schwerlich mein Gemahl geworden, Herr Jostas, und ich meine, die Erbtöchter von Sehestedt hätte auch jemanden anders wählen können! Einen, der sie nicht soviel allein läßt, auf die Jagd reitet und sich kaum mehr um sie bekümmert. Einen, der nicht gleich voll dummen

Aberglaubens ist und ein vernarbtes Unglück benutzt, um sich am Geschwäg der Leibigenen zu erlaben!“

Josias Sehestedt und seine Gemahlin standen sich gegenüber und sahen sich feindselig an. Er war der Gutmütigere und über ihn kam eine dunkle Erinnerung von ehemals. Aber sie klopfte nur leise an sein Herz und daher war sie ihm noch nicht ganz klar.

„Ihr müßt doch bedenken, Heilwig —“ begann er. Sie aber drehte ihm den Rücken und ging langsam aus dem Gemach.

Von der Zeit an war es nicht ganz behaglich auf Schierensee. Wohl tobten die Junker umher wie sonst, und die kleine Heilwig begann sich zu erholen, aber ihre Mutter schloß sich mit ihr ganz ab und ging Herrn Josias aus dem Wege, wo sie nur konnte. Auch er war verstimmt und seine Leute mußten seine schwere Hand fühlen. Viel gab es in diesen Monaten zu tun: die Ernte wurde eingebracht, die niedergebrannten Scheuern mußten wieder aufgebaut werden, der Gutsherr mußte überall sein und seine Augen überall haben. Ihm schadete die Arbeit nicht, aber ehemals war sie angenehmer gewesen, als Heilwig noch freundlich mit ihm geredet, seine Sorgen geteilt hatte. Nun saß sie in ihrem Zimmer oder beaufsichtigte die Mägde im Kuhstall, in der Spinnstube; die kleine Heilwig lief hinter ihr her, und gerade, wenn Herr Josias einen Augenblick Zeit hatte, war seine Gemahlin sehr beschäftigt.

Und dazu das Gerücht: die edle Frau ist einstmals eine Heze gewesen! Im Herbst war es, da vernahm Josias das Gezischel wieder. Er kam aus dem Pferdestall und zwei alte Weiber, die davor standen, hörten ihn nicht.

„Als sie jung war, ist es gewesen, der fremde Mann hat es gesagt. Damals ist sie über eine ganze Stadt geflogen und ein Mann mit ihr — ob es der war, der nun hier saß? Sie wollte ihn laufen lassen — der Vogt hat es berichtet!“

Schwer fiel die Reitpeitsche auf die krummen Rücken der Alten, und sie stoben schreiend auseinander, aber diese Strafe schaffte dem Edelmann keine Erleichterung; verdrossen ging er in sein Schloß. Heilwig saß in der Halle, hielt ihr Töchterchen auf dem Schoß und erzählte ihr eine Geschichte. Als Josias eintrat, wandte sie den Kopf und schien ihn nicht zu sehen. Und gerade wollte er freundlich sein. Denn er wußte doch, daß sie nicht aus dem Gefängnis geflohen war. Sah er nicht Herrn Sebastian von Wiltberg vor sich, der ihm seine Ehefrau rettete? Sebastian von Wiltberg! Wie lange dachte Josias nicht an ihn! Wie lange überhaupt nicht an die alten Erlebnisse, an alles, was einstmals Sinne und Gedanken in Anspruch nahm. Damals, als er noch jung war und das Kriegshandwerk über alle Maßen liebte. Aber nun saß er auf seiner Scholle, mußte für seine Junker arbeiten, ging seinem Vergnügen nach und meinte, alles wäre in Ordnung! Mußte sich von Heilwig sagen lassen, daß er sich wenig um sie bekümmere. Die Erbtöchter von Sehestedt. O ja — ohne ihr Geld würde er wohl nicht von seiner Mutter mit ihr versprochen worden

sein; aber er hatte sie doch sehr lieb gehabt: viel lieber, als sie ahnte und er sich merken ließ. Nun glitt sie ihm aus den Händen und er konnte sie nicht mehr festhalten.

Sebastian von Wiltberg — ja, den hatte sie wohl noch mehr geliebt. Eigentlich nicht zu verwundern, weil er ihr wirklich das Leben rettete und dafür beinahe selbst gestorben war — wenn nicht die Braunschweiger die kleine Stadt erobert hätten, was dadurch leichter ward, daß er durch das Loch in der Mauer stieg. Und Heilwig hatte sich darein gefunden, ihn nicht zu heiraten. Vielleicht war er auch wirklich tot, und wenn nicht, würde sie doch nie ihren Glauben abgeschworen haben.

Den Herrn von Sehestedt überkam die Unruhe. Er mußte an den Herzog Hans Adolf von Plön denken, an seinen einstigen Herrn. Der saß jetzt auch manchmal ganz friedlich in seinem kleinen Nest, regierte und las Bücher, aber hernach trieb es ihn wieder in die Ferne, und daher war er vielleicht so frisch und immer vergnügt.

Und Herr Jostias beschloß, gleich nach der Ernte einmal gen Plön zu reiten und Seiner fürstlichen Gnaden die Aufwartung zu machen.

Zum Herbst war der Herzog Hans Adolf wirklich einmal daheim. In Schonen war er gewesen, dann in Jütland, und von Holland hatte er eine Einladung, den Generalstaaten zu helfen gegen allerhand Kriegsungemach. Erst aber mußte er einmal im eigenen Ländchen regieren, nach dem Rechten sehen und sich seiner Söhne annehmen, die ihm seine Gemahlin geschenkt hatte.

Als Jostias von Sehestedt sich bei dem fürstlichen Herrn melden ließ, wurde er gleich angenommen und durfte Ihrer Gnaden der Herzogin die Hand küssen. Denn sie saß bei ihrem Gemahl, eine Nadelarbeit in der Hand, und redete mit ihm von allerhand Regierungsjorgen. Nun ging sie, nachdem sie ein freundliches Wort gesagt hatte, denn sie wußte, daß ihr Gemahl lieber allein war, wenn er mit Männern redete.

Hans Adolf sah ihr zufrieden nach.

„Sie ist eine gute Regentin, die Dorothea Sophia,“ sagte er. „Ja, mein lieber Herr Jostias, was sollten wir machen ohne unsere Frau Geliebtesten! Auch Ihr habt ein gutes Los gezogen; die edle Frau von Sehestedt muß wohl manchmal das Regiment führen, wie meine Dorothea. Ich höre, daß sie es wohl versteht, und daß der Herr Gemahl auf Jagd reiten kann, so oft es ihm beliebt!“

Herr Jostias verbeugte sich, ohne viel zu antworten, und der Herzog, der beim Eintritt des Gastes aufgestanden war, setzte sich wieder und deutete durch eine Handbewegung an, daß auch Jostias Platz nehmen sollte.

Herr von Sehestedt gehorchte, nahm einen Sessel am Fenster ein und sah von hier auf die roten Dächer einer neuen Straße.

„Ich habe einen neuen Stadtteil angelegt!“ berichtete der Herzog, der Jostias Blick gefolgt war. „Dazu ein Kirchlein gebaut, dem Evangelisten

Johannes geweiht. Wißt Ihr noch, Sehestedt, wie im Rheinland die Papisten kleine Kapellchen erbauten, zu Ehren der Heiligen? Das hat mir wohl gefallen, ich meine, die Evangelisten soll man ehren, ohne dem Herrn Christus zu nahe zu treten!"

"Im Rheinland!" der Herzog wiederholte die Worte. „Es war doch fein an der Konzer Brücke und wie ich den Crequy erwischte? Und dann vorher in Mayen, wo die Franzosen waren und wir sie wegjagten? Ihr gingt durch das Loch in der Mauer! Ach ja, es war eine schöne Zeit!"

Der Herzog streichelte seine Knie und seufzte ein wenig. Er hatte sich auf den Feldzügen die Gicht geholt und konnte sie nicht wieder loswerden.

Herr Jostias wollte etwas sagen, aber Hans Adolf wickelte nach alter Gewohnheit seine langen Haare um die Hand und hing seinen eigenen Gedanken nach.

(Fortsetzung folgt)



Die erste Ausstellung der Berliner freien Sezession

Von Dr. R. Schacht



n der Freien Sezession haben sich die meisten Mitglieder der im vorigen Jahre gesprenkten Alten Sezession zusammengefunden. Diese Zusammensetzung legt die Vermutung nahe, daß diese erste Ausstellung eine im Sinne des Impressionismus konservative Richtung hervortreten läßt. Aber davon ist nicht die Rede. Der

Stamm ist durchaus seinem Programm von 1899 treu geblieben, nämlich — kein Programm zu haben. „Für uns gibt es“, so hieß es im ersten Katalog der Alten Sezession, „keine allein seligmachende Richtung in der Kunst, sondern als Kunstwerk erscheint uns jedes Werk — welcher Richtung es angehören möge —, in dem sich eine aufrichtige Empfindung verkörpert.“ Dementsprechend findet sich auch heute Bekanntes, Altes, ja Veraltetes neben Ultramodernstem.

Und doch bietet die Ausstellung ein anderes Bild als, sagen wir, vor fünf Jahren. Die Gründung der Sezession bedeutete, daß der erst verlachte, dann siegreich vordringende Impressionismus die Eroberung auch des breiten Publikums begann. Diese Eroberung ist ihm während der folgenden Jahre gelungen. Seit einiger Zeit aber tritt ein Neues hervor, das ungewohnt wie